

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 7.

Wiesbaden, den 17. Februar 1895.

II. Jahrgang.

Sinnspruch.

Es wird kein Ding so schön gemacht,
Es kommt ein Spötter, der's veracht;
Drum gehe hin und schweige still,
Es baut ein Jeder, wie er's will.

Zur Schweinezucht.

Von P. B.

Nachdruck verboten.

Auswahl der Race. Wo man die Schweine nicht vollaus füttern oder nicht lange genug halten kann, wähle man eine kleinere schnell wachsende und sich schnell mästende Race. Nur dann bringt die Schweinezucht sicher Nutzen, wenn die Thiere unter allen Umständen und in jedem Lebensalter hinreichend Nahrung erhalten, nie abmagern oder zurückgehen; ein kleineres Schwein ist viel leichter, mit viel wenigerem Futter angemessen zu unterhalten, als ein großes — besonders als ein solches von den sehr großen oder sog. Riesenrassen.

Paarung. Wenn junge Schweine auch oft schon im Alter von 20—25 Wochen brünstig werden, so ist es doch nicht anzurathen, sie vor dem erreichten zehnten Monat zum Eber zu lassen; größere Rassen aber dürfen nicht vor dem Alter von 12—15 Monaten zugelassen werden. Durch ein frühes Zulassen wird das junge Thier zu sehr in seiner Ausbildung gestört und bringt Ferkel, die lange nicht so kräftig sind, als die von älteren Müttern gefallenen. Das frühe Zulassen der jungen Thiere verhindert die Fehlung der Race durch die vielen unkräftigen Nachkommen, die auch bei der größten Vorsicht doch oft wieder als Zuchtthiere benutzt werden. Auch der Eber darf, bevor er jährlig, zu keiner Sau kommen. Im allgemeinen kann man übrigens annehmen, das sowohl Säue als Eber zwischen dem vollendeten ersten und dem angetretenen vierten Jahre am angenehmsten als Zuchtthiere zu gebrauchen sind. Sehr schädlich ist es, die Brunst der Säue künstlich zu erregen. Nur eine völlig ausgewachsene Sau kann ohne Nachtheil zweimal im Jahre Ferkel bringen, und dann unter Bedingung einer reichlichen Ernährung. Gewöhnlich ist der Herbstwurf nicht so viel werth, als der Frühlingwurf. — Für die beste Zeit zum Zulassen halte ich die, daß die Ferkel zu einer Zeit entwohnt werden können, wo viel Milch in der Wirtschaft vorhanden ist. Da dies nun gewöhnlich von Mai bis Jakob der Fall sein wird, die Sau aber vier Monate trägt und die Ferkel wenigstens 6 Wochen alt sein müssen, bevor sie völlig entwohnt werden, so liegt demnach die beste Periode zum Zulassen zwischen dem 1. Dezember und 15. Februar.

Die trächtige Sau, mag sie nun auf einem kleinem Raume eingeschränkt sein oder frei herumlaufen (letzteres ist am zuträglichsten), muß schonend behandelt werden, also weder geschlagen, gestoßen, noch geheßt oder irgend wie geängstigt werden; dazu darf sie weder Hunger noch Durst leiden. Die Fütterung darf nicht karg, aber auch nicht mastig sein. Eine zu karg gefütterte Sau hat nicht die Säfte übrig, den sich in ihr ausbildenden Jungen hinreichende Nahrungstoffe mittheilen zu können; diese bilden sich also kümmerlich aus und kommen mager und klein zur Welt. Mästet man dagegen eine Sau förmlich, so verdirbt sie leicht, oder auch die Jungen leiden nachher an allerhand Krankheiten. Hierbei ist wohl zu bemerken, daß hitziges oder blühendes Futter, auch Schlempe, befallenes Korn, Spreu von solchem u. s., sich zur Fütterung einer tragenden Sau eben so wenig eignet, wie krafftlose, wässerige Nahrung. Gesunde Kartoffeln und Wurzeln, Schrot, Grünes, Milch, sind die wahren Nahrungsmittel für „trächtige Schweine“.

Besonders gegen das Ende der Trächtigkeit müssen die Mutterschweine mit leichtverdaulichem, aber kräftigerem Futter, in dessen stets mäßig, ernährt werden. Was hier in Betreff der Fütterung gesagt wurde, ist um so mehr zu beachten, wenn das betreffende Thier eingesperrt gehalten wird; läuft es frei herum, ist die Art der Fütterung nicht so wichtig, es gleicht dieselbe schon durch die natürliche Nahrung, die es findet (Gräser, Kräuter, Gewürm) und durch die freie Bewegung wieder aus.

Die Mutterschweine am Fressen ihrer Jungen zu hindern, werden in der „Thierzucht“ folgende Mittel empfohlen: 1) soll man den Ferkeln so fort nach ihrer Geburt die Eckzähne abzwiden, weil diese sehr häufig so knapp beisammen sitzen, daß die Saugwarzen des Mutterschweines zwischen ihnen nicht Platz finden und der dadurch verur-

sachte Schmerz die Wuth der Sau reizt; 2) soll man die Jungen und den Rüssel der Alten mit Wachholderbranntwein überstreichen, dessen Geruch die mörderischen Absichten der Alten abhält. Wenn die Jungen erst einige Mal gesogen haben, ist ihr Dasein gesichert; 3) soll man gleich nach dem Geburtsacte in das Ohr des Mutterschweines eine Tinctur eingießen, die aus $\frac{1}{2}$ Theilen Opium und $\frac{10}{30}$ Kampfergeist zusammengesetzt ist. Dieses Mittel bringt die Alte in eine Art Schlassucht, während welcher die Jungen ungestört ihre Saugversuche beginnen können.

Das Absehen (Entwohnen) der Ferkel geschehe nie rapide sondern nach und nach. Uebrigens füttere man sie lange genug mit Milch, denn hierin liegt die Grundlage mit zu ihrem Gedeihen, die Milch befördert vorzüglich bei den jungen Thieren Wachstum, Gesundheit und günstige Ausbildung aller Organe.

Die Düngung der Weiden und Wiesen.

Von Dr. Saalfeld-Ringen.

Wer hat wohl früher an Düngung der Weiden gedacht? Heute aber muß mit den alten Ueberlieferungen, mit der alten Wirtschaftsweise gebrochen und eine nachhaltig bessere Benutzung der Bodenarten erstrebt werden. Das ist die Pflicht eines jeden Grundbesizers. Seit Einführung des Kunstdüngers in unserer Gegend sehen wir, daß von Jahr zu Jahr mehr wildliegende Flächen in die werthvollsten Mähewiesen umgewandelt sind und ganze Gemeinden sind jetzt durch jährliche Anwendung von Kunstdünger auf Mähewiesen bedeutend fortgeschritten.

Dabei aber sollte man nicht stehen bleiben. Viele Landwirthe halten eine Düngung der Weiden für überflüssig oder doch für nicht gewinnbringend, indem sie glauben, das Vieh könne sich auch ohne diesen auf den Weiden genügend ernähren. Nun mag zugegeben werden, daß solches auf manchen Flächen auch anscheinend der Fall ist; zu einer kräftigen Entwicklung können aber sowohl die Kleearten wie auch Gräser, besonders auf ärmerem Boden, nur dann kommen, wenn jährlich gedüngt wird. Leider sind aber die Flächen, welche von Natur aus reich an Kalk, Kall und Phosphorsäure sind, sehr spärlich, und wenn diese jährlich beweidet werden, und ihnen außer dem Dünger des Weideviehs kein anderer Dünger gegeben wird, so muß eine vollständige Verarmung derselben an Kalk, Kall und Phosphorsäure eintreten. Niemals wird man finden, daß unter derartigen Verhältnissen ohne Zufuhr von Dünger die ständigen Weiden in ihrem Ertrage und dem Werthe ihres Futters sich im Laufe längerer Jahre verbessern; waren sie bisher in schlechtem Zustande, so bleiben sie ohne Zufuhr von Dünger in diesem Beharrungszustande. Es bleibt dann auch die Viehzucht auf derselben Stufe, auf welcher sie früher stand.

Wo man dagegen damit angefangen hat, die Weiden jährlich mit Kunstdünger zu düngen, findet man auch auf leichtem Sand- und Moorboden ebenso gut ernährtes Hornvieh wie in den Flußmarschen. Beispielsweise sei angeführt, daß der Gutsbesitzer Diebold in Neuhof seit 10 Jahren seine Moorweiden jährlich mit Kainit und Thomaschlacke düngt, und daß die dort weidenden Milchthiere mindestens ebenso schwer und so gut ernährt sind, wie die in den Flußniederungen weidenden Kühe. Ebenso sind im bayerischen und schwäbischen Aügau eine Masse früher ganz werthloser Weiden durch regelmäßige Phosphorsäure-Düngung in fruchtbare Wiesen und Weiden umgewandelt worden, und genügt es hier zur Aufrechterhaltung der großen Erträge, jährlich geringe Mengen von Thomaschlacke und Kainit, 1—1 $\frac{1}{2}$ Str. pro Tagewerk, zuzusetzen. Manche Besitzer, welche früher nur 3—4 Stück Vieh mager zu ernähren im Stande waren, füttern heute 18—20 Stück vollaus und erzielen dabei zugleich viel früher vollwüchsige Kalbinnen. Zugleich gewinnen sie dabei Stalldünger genug, auch ihre Acker zu doppelten Erträgen zu bringen.

Landw. Btg. f. d. nord westl. Deutschl.

Wenn einzelne Wiesenbesitzer noch immer ihre Wiesen mit Stalldünger oder auch gar nicht düngen, indem sie nicht begreifen wollen, daß dieselben durch richtige Düngung mit Thomaschlacke und Kainit sogar viel schneller und weit billiger zu höchsten Erträgen ganz vorzüglichen Futters gebracht werden, so dürften diese Zweifler durch eine Mittheilung in der letzten Nummer des „Westfäl. Bauer“ doch endlich eines Besseren belehrt werden. Ein Wiesenbesitzer Westfalens wandte sich an den Vorstand des Westfäl. Bauernvereins, mit der Bitte um Angabe eines zweckmäßigen Buches über Behandlung der

Wiesen. — Darauf antwortete der Vorstand in seiner letzten Nummer so: Die Bücher über Wiesenkultur beschäftigen sich vornehmlich mit den verschiedenen künstlichen Systemen der Bewässerung und Entwässerung. Wir raten Ihnen nur, schaffen Sie das überschüssige schlechte Wasser von Ihren Wiesen weg und düngen Sie dann gründlich mit Thomaschlacke und Kainit. Wenn Sie das nur machen, haben Sie Bücher über Behandlung der Wiesen nicht mehr nöthig!

Allelei Praktisches.

Zur Werthbestimmung der Thomaschlacken-Phosphorsäure. Welch' hohes Interesse auch im Auslande die Thatsache findet, daß jetzt seitens einzelner deutschen Firmen hohe Citratlöslichkeit, also schnelle Wirksamkeit der Phosphorsäure in ihren Thomaschlacken garantiert wird, geht recht deutlich aus einem längeren Artikel des Chemikers Dr. Oscar Bernheimer in der Wiener landw. Btg. hervor. Derselbe schreibt, daß die vielfachen Vegetationsversuche und Bestimmungen der Citratlöslichkeit an den Deutschen Versuchstationen auch in Oesterreich Nachahmung gefunden haben, und daß bei den in Oesterreich vorgenommenen Prüfungen dieselben Resultate erzielt wurden; nämlich die, daß einmal die verschiedenen Thomaschlacken hinsichtlich der Citratlöslichkeit ihrer Phosphorsäure große Schwankungen zeigen; daß andererseits die Wirkung jeder Thomaschlacke entsprechend der Citratlöslichkeit ihrer Phosphorsäure ist. Bei den Untersuchungen in Oesterreich ergaben sich Unterschiede in der Citratlöslichkeit von 100 bis zu 52% herunter. Herr Dr. Bernheimer betont, daß es unter diesen Verhältnissen durchaus nöthig sei, daß alle auf dem Düngemarkte vorkommenden Thomaschlacke auf die Citratlöslichkeit ihrer Phosphorsäure gepreßt werden, indem es jedenfalls nicht richtig sei, die Phosphorsäure in den verschiedenen Thomaschlacken gleich hoch zu bezahlen. Andererseits kommt er zu dem Schlusse, daß die Citratlöslichkeit uns nicht nur ein vorzügliches Mittel in die Hand gebe, die Wirksamkeit jedes Thomaschlackes zu beurtheilen, daß sie zugleich auch darüber Klarheit verschaffe, ob einem Thomaschlacke minderwerthige Mineral-Phosphophate beigemengt sind, eine Verfälschung derselben eingetreten ist. Durch Zumischung solcher Materialien ist es zwar möglich, wie Herr Dr. Bernheimer sagt, den Gehalt an Gesamtposphorsäure zu erhöhen, dagegen wird der Düngewerth in demselben Maße erniedrigt. Der Schlusssatz des Herrn Dr. Bernheimer lautet: „Man veranlasse die Thomaschlacke-Vieferanten, neben dem Gehalt an Feinmehl und Gesamtposphorsäure auch den Grad der Citratlöslichkeit nach der Methode Wagner zu garantiren. Die Landwirthe laufen dann nicht mehr Gefahr, für die nahezu werthlose Thomaschlacke denselben Preis zu bezahlen, wie für die thatsächlich einen eminenten Düngewerth besitzende citratlösliche Phosphorsäure!“

— **Die Behandlung der Saatkartoffel** ist auf den Ertrag von großem Einfluß, weshalb zu diesem Zwecke folgende Regeln gegeben werden: Mittelgroße, völlig gesunde, unverletzte, nicht zerschnittene und gut ausgekeimte Knollen liefern den höchsten Ertrag. Jede Augenvertiefung enthält drei Knospen, wovon die Hauptknospe knospe zuerst keimt und den kräftigsten Trieb bringt. Bei der Aufbewahrung der Kartoffeln im Keller keimen die Kartoffeln und brechen beim Legen diese Hauptkeime ab. Wird der Hauptkeim abgebrochen, so treiben die bedeutend schwächeren Seitenkeime nach. Aus diesem Grunde bilden die Stauden von abgekeimten Saatkartoffeln zwar mehr, aber um soviel schwächere Stengel, welche selbst bei günstiger Witterung nicht im Stande sind, den größeren Ertrag der Pflanzen von ungekeimten Saatkartoffeln hervorzubringen. Nach dem Abkeimen der zweiten bringen auch die dritten Keime der kleinen, schwach ausgebildeten Augen noch schwächliche Stengel hervor, die aber unter ungünstigen Verhältnissen nur sehr wenig oder gar keine Knollen ansetzen. Um das frühzeitige Keimen der Kartoffeln zu verzögern, breitet man dieselbe Ende Februar oder Anfang März an einem luftigen, frostfreien Orte z. B. auf dem Speicher oder in der Scheunentenne aus und läßt diese abwelken. Durch diese Vorkehrung ist bestätigt, daß abgewelkte, noch mit dem Hauptkeim versehene Saatkartoffeln 10 bis 30 pSt. mehr Ertrag bringen, als im Keller aufbewahrte und abgekeimte Knollen.

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 7.

Sonntag, den 17. Februar 1895.

II. Jahrgang.

Unser Hauslehrer.

Humoreske von Ewald Kurz.

Nachdruck verboten.

Bis zum heutigen Tage haben meine beiden Sprößlinge Egbert und Roderich fünf Hauslehrer konsumirt. Von Nr. 1 bis 4 ist nichts weiter zu sagen, als daß sie trotz redlichster Bemühungen den Ungezogenheiten der beiden Jungen nicht gewachsen waren.

Der fünfte Bildner meiner Sprößlinge, Herr stud. phil. Flauserich, war entschieden der interessanteste aller Hauslehrer. Er war ein untersechter, kleiner, etwas korpulenter Mensch mit einem Vollmondgesicht — zu seinem eigenen Leidwesen, denn in seinen Gedichten wünschte er oft, ein schlanker, feuriger Jüngling zu sein.

Ja, Flauserich wollte ein Dichter sein, deshalb ließ er sich das Haar lang wachsen, trug einen Sammetrock, den er jedoch wohlweislich ablegte, wenn er in die Stadt fuhr. Mit Vorliebe stand er Abends am offenen Fenster, und wenn der Mond schien, „klagte er ihm in leise gemurmelten Versen sein Leid.“ Thatsächlich bedrückte ihn ein großes, uns Allen bekanntes Leid, welches besonders stark zum Ausdruck kam, wenn er aus der Stadt eine bestimmte Sorte von Briefen erhielt.

Flauserich erhielt nämlich alle vierzehn Tage ein Schreiben, dessen Adresse offenbar von einer weiblichen, des Schreibens nicht gewöhnten Hand herrührte. „Herr studioses Jotliep Flauserich“ lautete die Adresse. Wenn der Hauslehrer einen solchen Brief empfing, öffnete und las er ihn, vorausgesetzt, daß er sich beobachtet glaubte, mit vielen Seufzern, zerknitterte ihn mit Gebärden der Verzweiflung und steckte ihn dann in die Tasche.

Der — für einen Dichter so nothwendige — „Weltsehmerz“ des Herrn Flauserich äußerte sich plötzlich in einem ganz merkwürdigen Symptom: sobald er einen der bewußten Briefe erhielt, kam er nicht — zum Abendessen. Er ließ sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen, schlich in den Wirthshausräumen umher und begab sich dann auf sein Zimmer, wo er dem stillen Dichten verfiel. Später dehnte sich dieses System auf andere Tage aus, an denen er keinen „Unglücksbrief“ erhielt. Die Unpäßlichkeit, mit der er sich entschuldigen ließ, war offenbar nur ein Vorwand, denn wenn mein Schwager Hilpert zufällig an solch einem Abend aus der Stadt zu

Besuch kam und ich Flauserich bitten ließ, der Dritte beim Scat zu sein, folgte er stets der Einladung, spielte mit großer Verbe und trank so viel Bier, daß Hilpert sagte: „An Deinem Hauslehrer muß ein großer Seelenschmerz nagen, er trinkt unmenschlich“, ohne zu ahnen, als welch großer Menschenkenner er mit diesem Ausspruch dastand.

Ein lateinisches Exercitium und ein kleines Ereigniß verhalfen mir zur Lösung des Räthfels. Das Exercitium, in welchem ich auf ganz sonderbare Weise angeklagt wurde, und das ich in Roderichs Schulheft fand, begann so:

„Keinen Glücklichen haben die Götter auf dieses Landgut gebracht. Wenn der Herr des Landgutes eine Tochter, namens Tullia, hätte, würde der Dichter ihr seine Gedichte widmen. Nachdem Jener dieses unterlassen hatte, beging er ein großes Unrecht gegen den Dichter.“

Mehr noch als die gegen mich gerichtete Anklage, daß ich keine Tochter, namens Tullia, hätte, betrübte mich, daß Flauserich ein Don Juan war. Aus der Ferne erhielt er Briefe von einem armen Mädchen, welches er jedenfalls treulos verlassen hatte, und schon empfand er Sehnsucht nach einem anderen weiblichen Wesen, dem er seine Anbetung widmen konnte. Weiter führte mich auf die Spur Flauserichscher Irrgänge folgender Vorgang:

Zu Egberts Geburtstag war bei uns eine kleine Gesellschaft von Verwandten und Nachbarn versammelt. Natürlich bezeugte man dem Geburtstagskinde besonderes Interesse und der Pastor machte sich das Vergnügen, Egberts Fortschritte in den Wissenschaften zu prüfen. Nach einigen Fragen aus der lateinischen Grammatik, die nicht allzuglänzend beantwortet wurden, fiel es dem Pastor ein zu fragen, ob Egbert ein Gedicht declamiren könne.

„Nein!“ fiel der Hauslehrer ein, das könne er nicht. Sein pädagogischer Grundsatz sei, das Gedächtniß der Kinder nicht unnützlich zu beschweren.

„Doch“, rief Egbert mit jener edlen Dreistigkeit, welche allen Freunden unseres Hauses an meinen Nachkommen zur Genüge bekannt war, „doch, ich kann ein Gedicht.“

„Nun, so sag' es her.“

Und Egbert declamirte, mit Gesten, welche er augenscheinlich seinem Lehrer abgesehen hatte:

Wie schön sitzt Du auf der Veranda,
Die Hände auf den Tisch gestützt,
Im Mondenscheine, holde Wanda;
Es ist wohl auf der Welt kein Mann da,
Der nicht bei Deinem Anblick schwimmt.

„Halt, nicht weiter!“ schrie Flauserich, „das ist eine Indiscretion.“

Er griff nach Egbert, welcher ihm jedoch ent schlüpfte, unter den Tisch kroch und neben der Mutter wieder zum Vorschein kam. Von hier aus declamirte er weiter:

Und wenn die goldnen Sternlein blinken,
Dann sit' ich traulich neben Dir,
Gehorchend meinen leisen Winken — —

„Genug, genug,“ stöhnte Flauserich, aber Egbert fuhr unbarmherzig fort:

Giebst Du mir Wurst, giebst Du mir Schinken,
Beschworst auch Deine Liebe mir.

Die Deklamation fand ungeheuren Beifall, ohne daß die Gäste den tieferen Sinn des Gedichtes ahnten. Dagegen begegnete ich einem verständnißvollem Blick meiner Frau. Flauserich stürzte über und über erglühend aus dem Zimmer und wurde für den Rest des Tages nicht mehr gesehen.

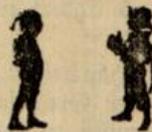
Egbert war so zu dem Gedichte gekommen: ihm war das „Poesiealbum“ Flauserichs in die Finger gerathen. Das von ihm declamirte Gedicht hatte ihn aus mehreren Gründen interessirt, erstens wegen der Wurst und des Schinkens, und zweitens weil unsere Wirthschafterin Wanda Meier hieß. Er hatte das Gedicht bei seinem guten Gedächtniß nach mehrmaligem Durchlesen im Kopfe behalten.

Ich nahm Fräulein Meier, eine ältliche und nicht gerade schöne Jungfrau, ins Gebet, und sie gestand mir, daß Flauserich an den Tagen, an welchem er wegen Unpäßlichkeit nicht zum Abendessen erscheinen konnte, vorher ihr Gast gewesen sei, und da Flauserich sie in allen Tonarten besang, war sie so entzückt, daß sie keinen Anstand nahm, ihm die ganze Speisekammer zur Verfügung zu stellen.

„Und Sie lassen sich von ihm den Hof machen“, Fräulein Meier, sagte ich unmutig, „obwohl er immer Briefe von einer treulos Verlassenen empfängt?“

„Treulos Verlassenen?“ sagte Wanda Meier verblüfft, „die Briefe kommen von seiner früheren Zimmerwirthin aus der Universitätsstadt. Sie mahnt ihn wegen der Miethschuld, die er noch nicht abgetragen hat.“ —

Vor wenigen Tagen hat uns Flauserich verlassen. Ich aber bin meines Hauslehrer-Buchs müde, ich übergebe die Jungen einfach einer Pensionsanstalt in der nächsten Gymnasialstadt.



Die silberne Hochzeit.

Von Ludwig Born.

Nachdruck verboten.

Die Gäste waren sehr zahlreich erschienen. Von den guten Freunden fehlte kein einziger. Alle kamen

sie, mehr oder wenig freudig bewegt, denn — so dachten sie — etwas derartiges ereignet sich ja doch nicht jeden Tag. Und das erleichterte ihnen die Aufgabe. Die Realisten unter ihnen mochten auch daran denken, daß silberne Hochzeiten stets mit würdigen Festgelagen verbunden seien. Man ist es ja einfach der Weihe des Tages schuldig, bei solchen Gelegenheiten die gastronomischen Fortschritte der letzten fünf und zwanzig Jahre in ihrem vollen Umfange zu berücksichtigen.

Und es herrschte große Freude im Hause. Ueber dem ganzen Trubel lag eine gewisse Stimmung. Dieses Gefühl konnte sich Niemand erwehren. Die geräuschvollen Toaste, welche gesprochen wurden, machten den Eindruck ehrlicher, echter Empfindung. Schon wieder klangen die Gläser zusammen.

„Ein Hoch dem Paare, das fünf und zwanzig volle Jahre, Seite an Seite ausgeharrt, in Freud' und Leid, In der Erinnerung mögen sich ihm neue Wonnen erschließen. Wenn man vor einer solchen Musterehe steht, schweigen fast die Wünsche für die Zukunft. Das glückliche Paar möge auch weiter innig zusammenhalten und ein Herz und eine Seele sein, wie bisher.“

Es erschallte ein langgedehntes einstimmiges Bravo.

Und wie zur Bekräftigung des schönen Trinkspruchs, küßte der kleine, graue Jubilar mit den winzigen, trüben Augen seine blonde, wohlconservirte Ehehälfte, in ausführlicher Herzlichkeit.

Die öffentliche Bärtlichkeit erregte wie alle vorhergegangenen Aeußerungen von Harmonie einen Beifallssturm.

Bald darauf ergriff ein Anderer Glas und Wort. Nach seinem gerötheten Antlitz zu schließen, vermochte er die Welt nicht mehr ganz nüchtern zu betrachten.

„Das fidele Paar — es lebe hoch, höher, am höchsten. Der Herr des Hauses ist gut — die Frau des Hauses ist gut — das Essen ist am besten. Bitte — mich nicht zu unterbrechen! Ich habe noch etwas am Herzen. Fünf und zwanzig Jahre Ehe sind keine Kleinigkeit — in unserer Zeit, wo — die — Leute — immer — weniger — heirathen. Blicken Sie um sich, lauter Junggesellen, nichts als Junggesellen! Wer feiert heutzutage silberne Hochzeiten? . . . Sehen Sie, Niemand antwortet. Um so höher ist dies Verdienst unserm Paare anzuschlagen, denn fünf und zwanzig — Gläser sind keine kleine Zahl und so viel hab' ich, bei Gott, heute getrunken!“

Man athmete erleichtert auf, als der unwürdige Toast zu Ende war . . . Und alles drängte sich an's Ehepaar, man bestürmte die armen Leutchen, sie möchten Geschichten aus dem Anfange ihrer Ehe erzählen. Man muthete ihrem Gedächtniß gar zu viel zu! In allen Winkeln wurde die Frage aufgeworfen, wer wohl mehr zu beneiden sei: die Frau oder der Mann. Und die älteren Theilnehmer seufzten, ob sie zu der goldenen Hochzeitsfeier auch noch werden erscheinen können, oder ob sie der Himmel nicht schon früher abberufen werde. Die Jungen aber, die sprachen nicht vom Morgen, die lachten und narreten einander und erhoben das Heute zum heiteren Alleinherrscher.

Das silberne Brautpaar war jedenfalls am glücklichsten. Es flüsterte beständig von heimlichen Dingen und küßte sich, als ob für sie ein neuer, frischer Hochzeitstag angebrochen wäre.

Die unvermeidlichen Frivolen spotteten: „Die sind heute zärtlicher, als in den ganzen, fünfundzwanzig Jahren zusammen.“

Und langsam zerstob die Gesellschaft. Die festlich geschmückten Räume wurden immer leerer und trauriger. . . Jetzt empfahl sich der letzte Gast „Adieu, leben Sie wohl — angenehme Flitterwochen“, scherzte er lachend.

Das Paar zog sich zurück. Und der kleine, graue Jubilar mit den winzigen, trüben Augen beugte sich zu seiner blonden, wohlconservirten Ehehälfte und meinte:

„Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen in Zanf und ewigem Hader. Lassen wir das von heute ab! Seien wir gut und leben wir in Freude.“

Sie reichte ihm willig die Hand, . . .



Falsch.

Heissa! Lustig, lustig heute!
Unter lärmendem Gelächte,
Unter der Drommeten Schall
Hält jetzt der Prinz Carneval
Seinen frohen Einzug.

Klagen über schlechte Zeiten
Ueberläßt griesgräm'gen Leuten,
Was an Lustigkeit gespart
In dem letzten Jahre ward,
Heut kommt es zum Ausbruch.

Schwarze Neger und Indianer,
Turkos und Muhamedaner,
Harlequins und Dominos
Amüsiren sich famos
Bis herab zum Strohmann.

Störche, sowie Wickelkinder,
Krotodile auch nicht minder,
Bräunliche Zigeunerinnen,
Alle sind sie wie von Sinnen,
Selbst auch der Reformtürk.

Wie sie sich unkenntlich machen
Durch die bunten sieben Sachen.
Wer noch so intelligent,
Nicht den nächsten Freund erkennt
In der fremden Larve.

Doch ihr mögt euch wohl verummern,
Mit Geberden nur, mit stummen,
Euch bewegen hin und her,
Einer kennt euch gar nicht schwer.
Und das ist Freund Amor!

Und schnell trifft er die Entscheidung
Durch die dichteste Verkleidung
Trifft sein Pfeil, doch dieser Fall
Macht den schönen Carneval
Schöner noch und heit'rer.

Winkhab von Gals.

Für unsere Frauen.

Zehn Gebote für die Köchin, das Zimmermädchen und das Kindermädchen.

Ein achtjähriges Kindermädchen behütet

1. das ihr anvertraute Kind sorgsam vor Fall, Stoß oder irgendwelcher Körperverletzung. Ist Derartiges aber doch vorgekommen, so verschweigt sie es nicht, sondern unterrichtet halbmöglichst die Frau des Hauses davon.

2. Mit scharfen, scharfen Gegenständen, wie Messer, Schere und dergleichen, mit leicht verschluckbaren Dingen, als: Erbsen, Bohnen etc., erlaubt sie den Kindern nie zu spielen. Auch allein aus dem Fenster zu schauen, gestattet sie den Kindern niemals.

3. Beim Spaziergehen mit denselben hält sie sich schwägend in den Straßen auf, besieht nicht die Schaufenster u. s. w., sondern sie sucht einen schönen Ort im Freien auf. Ganz besonders wird sie niemals mit den Kindern in fremde Häuser gehen und dort die zum Spaziergehen bestimmte Zeit zubringen.

4. Trägt sie Sorge, daß die Kinder ihre Kleider nicht beschmutzen, immer anständig bekleidet, nicht ohne Hut im heißen Sonnenschein stehen und so fort.

5. Sie muß sich den Gehorsam der Kinder zu gewinnen wissen, darf sie jedoch weder schlagen, stoßen, noch irgendwie roh behandeln. Ebensovwenig zulässig ist der Gebrauch von Schimpfnamen.

6. Sie macht den Kindern nicht Furcht vor schwarzen Männern, vor dem dunklen Zimmer, hütet sich überhaupt davor, Unwahrheiten zu sagen, und so die Kinder an solche zu gewöhnen.

7. Sie versucht, die Kinder durch erlaubte Dinge zu unterhalten, durch Erzählen, Spielen u. s. w.

8. Sorgt sie für Sauberhalten der Nase und des Mundes; bei den kleineren hat sie diese selbst zu reinigen, bei größeren Kindern diese dazu anzuhalten.

9. Hält sie die Kinder zu artigem Grüßen, Dank sagen u. s. w. an. Legt es ihr ob, Morgen- und Nachtgebet mit ihnen zu beten, so gewöhnt sie dieselben daran, mit voller Aufmerksamkeit diese kurze Andacht zu verrichten.

10. Beim An- und Auskleiden ihrer Pflegslinge bestreift sie sich der Ordnung. läßt nichts herumliegen; erlaubt ihnen nicht, entblößt herumzugehen u. s. w. Emy Gordon.

Zum Küffen der Schauspielerinnen büste eine kleine „historische“ Episode Erwähnung verdienen, die um so interessanter ist, als sie sich zwischen zwei recht bekannten Persönlichkeiten abspielte. Zu dem Hamburger Bankier Salomon Heine, dem Onkel des Dichters, kam die ruhende Schauspielerin Antoinette Lebrum, um für einen unglücklichen Kunstgenossen einen Beitrag zu erbitten. Sie traf den jovialen alten Herrn beim Frühstück; er lud sie ein, daran theilzunehmen, und versprach 100 Mk. Banco zu zeichnen. „Und“ — fügte er schelmisch hinzu — „wenn Sie mir einen Kuß geben, zeichne ich 1000 Mk!“ Antoinette, gerührt von seiner „Menschenfreundlichkeit“, fiel ihm um den Hals und bewies durch einen herzhaften „Schmah“, daß eine Künstlerin fremde Herren wenigstens als — barmherzige Schwester küffen darf.

Druckfehler. Es war kein Wunder, daß die beiden Töchter des Banquiers von Fretern umdrängt wurden. Sie hatten schöne Augen und niedliche Münzchen.

Beim Kaffeekränzchen. Frau Director (erzählt): „... Und denken Sie sich, sie soll sogar ihren Mann schlagen.“ In diesem Augenblick tritt Fräulein Mundfertig ins Zimmer und ohne zu wissen, von wem die Rede ist, ruft sie aus: „Und ihr Dienstmädchen soll sie niederträchtig behandeln.“

Für Haus und Herd.

Stockschnupfen. Wenn sich der Schnupfen zu einem tonischen Uebel gestaltet hat, so daß der Leidende durch eine Veränderung der Nasengänge gezwungen ist, den Mund beständig offen zu halten, so bezeichnet man dies als Stockschnupfen. Man lasse täglich 2-3 Mal kaltes Wasser mittels einer Nasendusche in die Nase einlaufen. Wenn er hierdurch nicht verschwindet, setze man ein schwach zusammenziehendes Mittel hinzu, wie Zink (0,5 zu 200,0 Wasser) oder schwefelsaures Zink (0,3 zu 200,0 Wasser). Manchmal leistet es auch gute Dienste, wenn man den offenen Mund öfters über ein Gefäß mit kochend heißem Wasser oder noch besser Fliederthee hält, indem man den Kopf mit einem dichten Tuche verhängt; nur hüte man sich nach dem Gebrauch der Dämpfe sorgsam vor Erkältung. Augenblickliche Linderung schafft das Niesen an Salmiatgeist oder Antisalmiatgeist.

Gegen Ausgleiten bei Glatteis etc. sei folgendes Schutzmittel empfohlen: 5 Gramme bicken Terpentin, 15 Gramme Kolophonium, 5 Gramme Benzol und 20 Gramme Spiritus läßt man in einer Flasche an einem warmen Orte so lange stehen, bis eine Lösung des Terpentins und Kolophoniums erfolgt ist. Damit bestreicht man mehrmals die Schuhsohlen und läßt die Flüssigkeit eintrocknen.

Goldförner.

Den Genuß des Lebens zu erhöhen,
Scharf ist Leiden die Empfänglichkeit;
Heller lernen wir das Gute sehen,
Wenn das Herz sich nach dem Kummer freut.
Seume.

Die Liebe bricht herein wie Wetterblitz,
Die Freundschaft kommt wie dämmernd Mondenlicht;
Die Liebe will erwerben und besitzen,
Die Freundschaft opfert, doch sie fordert nicht.
E. Geibel.



Briefkasten.

Die rathlose Marie. 1) Auf Herausgabe der Briefe können Sie gegen ihren früheren Bräutigam nicht klagen werden. 2) Sie können weder denselben noch dessen Eltern wegen „Ausbeutung“ verklagen, wenn er Ihnen auch jetzt erklärt hat, er habe Sie nie geliebt. 3) Wenn Sie den Herrn auch früher mit dessen Einverständnis geduldet haben, so sind Sie nunmehr wider seinen Willen hierzu nicht mehr berechtigt. Es könnte in dem weiteren Duzen eine Beleidigung gefunden werden.

Eine Heirathslustige. Das Mädchen bedarf bis zum vollendeten 21. Lebensjahre die Einwilligung des Vormundes zur Verheirathung. Verweigert derselbe die Genehmigung ohne Grund, so mag sich das Mädchen dieserhalb an das Vormundschaftsgericht wenden.

Marie von G. Tintenflecke entfernt man aus weißer Wäsche leicht mit krytha fixirter Citronensäure, die Sie in jeder Droguehandlung erhalten.



Räthselcke.

Rösselsprung.

		lieb'	wun	blüht	wol		
	ben	ling	die	ich	um	so	
früh	die	wie	me	schei	wahr	te	halt
du	flam	so	so	bu	wie	ne	wahr
die	der	mich	ben	sprüht	net	die	wei
die	liebst	ich	wahr	ich	psun	hab'	son
		so	wahr	em	wie	die	net
		mich	wahr	so	ich		

I. Quadrat-Räthsel.

Aus den nachfolgenden Buchstaben sind vier Worte zu bilden und so zu ordnen, daß dieselben, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, in den korrespondirenden Reihen gleiche Worte ergeben und zwar:

A	E	E	E
E	I	I	L
N	N	N	S
S	U	U	W

1) Eine Stadt in Oesterreich. — 2) Einen Fluß in Deutschland. — 3) Einen biblischen Namen. — 4) Eine Zahl.

Auflösungen der Räthsel aus Nr. 6.

1. Arithmogryph: Ebenalp, Jda, Mendu, Estorial, Rastral, Frastati, Otomaten, Leopold, Glogau.

Ein Erfolg: Paul Lindau.

2. Silbenräthsel: 1) Winter. — 2) Megeri. — 3) Gardasee. — 4) Nieren. — 5) Eisenerz. — 6) Ricciarelli.

Wagner—Kienzi.

3. Wer erräth's? Der Sturm.



Richtige Räthselösungen sandten ein: Ernst und August, Margarethe Schmidt, Oberlertianer R., die Kluge Luzio, Hans und Grethe, sämmtlich in Wiesbaden. Frä. Mina Schanz und Frä. Johanna Ernst in Hahn (Saunus), Joseph Hasenberger in Diebrich und Frau Verwalter Andres in Groß-Sachsen an der Bergstraße.